

Keine Funkstille mehr auf 105,6 MHz?



Stehen oder sitzen? Die Arbeit mit dem Mikrophon ist umständlich. (Foto: BRIT)

Fast zwei Jahre herrscht Stille auf der Essener Frequenz von Campus FM, dem offiziellen Hochschulradios der Universität Duisburg-Essen und der Folkwang Universität der Künste. Manche Hörer*innen vermissen die Morgensendung „Aufgeweckt“, andere die Campuscharts. Jetzt gibt es Hoffnung auf einen Umzug in die alten Räumlichkeiten, die Wiederaufnahme des Essener Sendebetriebs und zuverlässige Technik.

Glücklich waren die Mitglieder von Campus FM von Anfang an nicht mit ihrem Umzug in die Weststadttürme am Berliner Platz. Die Liste der Herausforderungen ist zwei Jahre später viel länger als befürchtet. „Neben dem nicht aktiven Sendebetrieb in Essen, fehlt uns die Campusnähe“, erklärt Niklas, der als Redakteur beim Hochschulradio aktiv ist. Schließlich sei es ja genau das, worum es im Lokaljournalismus ginge: dass keine noch so intensive Telefon- und Internetrecherche vom Schreibtisch aus die Beobachtung aus direkter Nähe ersetzen kann. „Und selbst wenn die Weststadttürme nicht weit weg sind, ist es trotzdem schwer, spontan O-Töne aufzunehmen oder schnell auf Ereignisse am Campus reagieren zu können“, sagt der Redakteur.

Geschuldet ist die Distanz Sanierungsarbeiten im R12-Gebäude, die seit März 2016 andauern (akkuell berichtete). Die Sehnsucht nach dem Rückumzug ist groß, Geduld und Ausdauer durch die zahlreichen Belastungen mittlerweile überstrapaziert. „Da man uns keinen konkreten Umzugstermin genannt hat, haben wir zum Jahresanfang einfach mal beim Gebäudemanagement nachgefragt“, erzählt Niklas. Und plötzlich wurde die zweijährige

Wartezeit um ein weiteres Jahr erhöht. „Es hieß dann, dass der Rückumzug nach R09-011 nur als Gesamtpaket mit allen Mitarbeitern aller Fachbereiche in den Semesterferien im Sommer 2019 stattfinden könnte“, sagt Niklas. Der Grund: Die Räumlichkeiten seien erst mitten im Wintersemester – um genau zu sein im November 2018 – bezugsfertig. Insbesondere von Lehrenden kam der Wunsch, den Umzug in die vorlesungsfreie Zeit zu legen.

Als der Verein dem Gebäudemanagement gegenüber seine große Unzufriedenheit äußert, lenkt dieses ein. Verspricht große Bemühungen, den Umzug doch schon Anfang des kommenden Wintersemesters umzusetzen. „Wir können nur darauf hoffen, denn eine hundertprozentige Sicherheit haben wir dabei bisher nicht“, so Niklas.

Ausfälle durch überholte Technik

Die nahezu unerschütterliche Lust am Radiomachen der nicht entlohnten Redakteur*innen ist für Außenstehende ziemlich beeindruckend. Schließlich sind die tote Frequenz 105,6 MHz, die fehlende Campusnähe und improvisierte Räumlichkeiten nicht ihre einzigen Sorgen. „Die längst überholte Radio-Software Namens mAirList kooperiert nicht mit unserem Mischpult, wodurch es häufiger zu Ausfällen kommt“, erklärt Timo, der im Vorstand von Campus FM ist. Die Folge: Keine Musik, wieder Stille. Und zwar solange, bis eins der Mitglieder zufällig am Wochenende mal einschaltet, die Störung bemerkt, sich aufrafft schnell in den Sender zu fahren, um alles neu zu starten. Die minderwertige Technik erschwert aber nicht nur die sendefreie Zeit. „Als wir vor kurzem einen DJ in einer Livesendung hatten, ist unser Programm abgestürzt, woraufhin uns sogar Beschwerden erreicht haben“, sagt Timo. Unprofessionelles Radiomachen, für das nicht seine Macher*innen verantwortlich sind, das aber die Hörer*innen enttäuscht. „Deswegen werden wir den Umzug für Neuanschaffungen nutzen“, sagt Timo.

Neuer Haushaltstopf

Der letzte Antrag, den bisherigen Haushaltstopf des Hochschulradios von 4.000 Euro auf 9.074 Euro zu erhöhen, wurde im Studierendenparlament angenommen. „Da wir einen angestellten Techniker vom Lehrstuhl für

Schatten des Praxissemesters



Lehramtsstudierende im Praxissemester verbringen ein halbes Jahr im Dauerstress. Mehr darüber lest ihr auf den Seiten **4 und 5**.

Schatten des Sozialstaats



Bedürftige wenden sich an Tafeln, um Hilfe zu bekommen. Warum diese Armut aber nicht bekämpfen, lest ihr auf **Seite 7**.

akkuell im Netz

Alle Artikel, die Möglichkeit zu kommentieren und noch viel mehr gibt es unter: www.akkuell.de. Auf Facebook findet ihr uns unter www.facebook.com/akkuell/ und bei Twitter via [@akkuell](https://twitter.com/akkuell).

Hochfrequenztechnik haben, können wir ein paar Dinge über den Lehrstuhl kaufen“, erläutert Timo. Dazu zählen beispielsweise neue Office Plus-Lizenzen und der Windows Server. Um die Sendeausfälle und die damit einhergehenden kurzfristigen Wochenendausflüge in den Sender künftig zu vermeiden, soll außerdem ein neuer Studiorechner (3.000 Euro) und die aktuellste Software (2.200 Euro) angeschafft werden. „Der Rechner läuft dann dauerhaft, was uns auch einiges an Arbeit erspart“, sagt Timo. Aktuell muss dieser radiountauglich morgens an und abends wieder abgeschaltet werden – obwohl das Radioprogramm 24 Stunden an sieben Tagen in der Woche läuft.

An Personal hapert es derzeit ebenfalls im Sender. Während bei bekannten Hochschulradios wie Kölncampus mehr als 100 Mitglieder aktiv sind, gibt es an der Universität Duisburg-Essen gerade einmal 25. Das von der Uni verursachte Chaos erscheint vielleicht abschreckend für Nachwuchsredakteur*innen. „Den aufgestockten Haushalt wollen wir deswegen auch für Promotion nutzen, um mehr Studis in unsere Arbeit einzubeziehen“, sagt Timo. **[BRIT]**

Semester-Beitrag: "Wir werden erhöhen müssen"

Kommentar

Geld weg und Roboter bauen!

von Lea Sleiman

Mir gehen die meisten politischen Diskurse gehörig auf den Senkel, weil sich oft alles um Legitimationen von Sozialleistungskürzungen dreht. All das im Namen vom Konkurrenzkampf um angeblich knappe Ressourcen. Obwohl der gesellschaftliche Reichtum durch technische Innovationen nur größer wird: Mehr Güter, schnellere Produktion – im Bestfall ohne menschliches Zutun.

Dass beim Thema Automatisierung Angst vor Arbeitslosigkeit aufkommt, hängt damit zusammen, dass wir für Dinge bezahlen und dafür arbeiten müssen. Über diesen Unsinn sollten wir hinwegkommen. Denn das schafft isolierte Individuen, die allein für ihren Erwerb verantwortlich und abhängig von ihren Vorgesetzten sind, die schlechte Bezahlung ihres Berufsfeldes hinnehmen und oftmals täglich monotone Arbeit verrichten müssen. Im Angesicht unserer Technologie erscheint mir das unmündig und peinlich.

Dabei muss das schöne Leben keine Utopie sein. „Hat ja schon mal nicht geklappt“ reicht als Gegenargument nicht aus. Kommunismus ist die Idee von einer staatenlosen Gesellschaft, in der kleinere soziale Einheiten Regeln formulieren, Dinge produzieren und solidarisch, je nach Möglichkeit und Überschuss, an andere Assoziationen abgeben und das wurde so bisher nicht umgesetzt.

Momentan produzieren Menschen die weltweiten materiellen Güter. Würden die technischen Standards überall aufs höchste Niveau gebracht, bräuhete es aber fast gar keine Menschen mehr. Dann könnten wir for free produzieren und nutzen. Wie etwa durch eine weltweite Online-Cloud, in der Leute 3D-Designs posten und allen zur Verfügung stehen. Aber hey, kein Zwang, kannst deine post-kapitalistischen Nikes auch als Einzige*r tragen. So etwa stell ich mir Hightech-Kommunismus vor, mit automatisierten Bahnen aus erneuerbaren Ressourcen, die Zulieferungen an so etwas wie Supermärkte fahren, nur ohne Kassen. Dafür braucht man saubere Hightech-Zukunft und Zugang zu technischen Innovationen für alle.

Wer die durch Roboter gesicherte Existenz ohne Gegenleistung nicht will: Viel Spaß im Raubtierkapitalismus. Der wird die nächsten Jahre noch schlimmer, weil ohne soziale Sicherungen global mehr Kapital konzentriert werden kann. Hightech-Kommunismus kann auch Versorgungsautomatisierung genannt werden, falls das weniger historisch bedingte Ressentiments auslöst. Den autoritären UdS-SR-Staatskapitalismus will ich nämlich echt nicht aus der Mottenkiste kramen.



Wird der Semesterbeitrag erhöht? Das Minus im Haushalt muss gestopft werden, so das Studierendenparlament. (Foto: fro)

Es war eine der wichtigsten Sitzungen des Jahres. Am Donnerstag, 15. März, tagte das Studierendenparlament (StuPa), um über den Haushaltsplan fürs das Jahr 2018/19 abzustimmen. Zunächst erhielt er keine Mehrheit. Das wäre vor allem für die Fachschaften eine Katastrophe gewesen.

Über eine Million Euro stehen der Studierendenschaft jährlich zur Verfügung. Veranstaltungen, das Campusfest sowie die Sozial- und Rechtsberatung werden unter anderem davon finanziert. Derzeit belaufen sich die Ausgaben auf etwa 1,4 Millionen Euro. Zusätzlich geschaffene Angebote wie die Kooperation mit dem Fahrradverleih Nextbike und das Kulturticket bedeuten für die Studierendenschaft erhebliche Mehrkosten. Alleine für diese beiden Posten veranschlagt der Haushaltsplan 240.000 Euro. Momentan kann das strukturelle Defizit von rund 400.000 Euro noch durch die Rücklagen des AStA aufgefangen werden, die immerhin bei rund zwei Millionen Euro liegen. „Wir müssen schauen, dass wir in den nächsten Jahren anfangen zu sparen“, erklärt Finanzreferent Pascal Winter von der Juso Hochschulgruppe (Juso HSG), der den Haushaltsplan aufgestellt hat, die „prekäre Situation“. „Deswegen versuche ich die Finanzmittelplanung in diesem Haushaltsplan effektiver zu gestalten.“ Insgesamt werden im Vergleich zum Vorjahr 40.000 Euro gespart, führt Winter aus. Dabei wurde vor allem bei den Fachschaften der Rotstift angesetzt. Auch in Zukunft müsse man über „radikale Kürzungen“ nachdenken.

Doch kommt bei der Abstimmung über den Haushaltsplan zunächst keine notwendige absolute Mehrheit zustande. Erst nachdem Constanze Becker vom Autonomen Fachschaftenreferat einen Grundordnungs-Antrag auf Neubehandlung stellte, erreichte die AStA-Koalition aus Grüner Hochschulgruppe (GHG), Juso HSG und Linker Liste eine ausreichende Mehrheit. Die Opposition stimmte auch nach der Bitte der Fachschaftsrätin nicht dafür. Wäre der Haushaltsplan nicht verabschiedet worden, hätte ein neuer aufgestellt und in zwei Sitzungen gelesen werden müssen – und das wäre nicht mehr bis April geschehen. Gerade für die Fachschaften wäre das einer Katastrophe gleich gekommen, denn in diesem Fall tritt die

Ein-Zwölfstel-Bewirtschaftung ein: Jeder Haushaltsposten kann in diesem Monat nur ein Zwölfstel seines Jahresbudgets in Anspruch nehmen – völlig egal, ob in den anderen Monaten weniger ausgegeben würde. „Eine Fachschaft hätte dann für einen Monat 200 Euro. Damit lässt sich nicht arbeiten“, so Becker. Viele Veranstaltungen, Semestereinstiegs-partys und die O-Wochen hätten womöglich nicht stattfinden können. Aus der Opposition von Unabhängigen Demokraten (UD), Liberaler Hochschulgruppe (LHG) und dem Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) kam kein Stimme für den Haushaltsplan. Die Internationale Liste (IL) erhielt vom gesamten Parlament eine Rüge für ihr „undemokratisches Verhalten“, da sie kollektiv der Sitzung fern blieb. „Der AStA plant in seinem Haushalt mit einem Defizit“, kritisiert Michael Bergerhausen (RCDS). Zustimmung erhält er auch von Gerrit Tapper (UD), zu dessen Amtszeit als Vorsitzender im AStA auch ein großes Haushaltsdefizit herrschte. „Es ist nichts, was auf lange Sicht funktionieren kann. Irgendwas muss langfristig passieren: Gnadenlose Kürzungen oder eine Beitragserhöhung“, so Tapper.

Für AStA-Vorsitz Marcus Lamprecht (GHG) stellt sich die Frage: „Was haben wir für einen Anspruch an eine Studierendenvertretung?“ Projekte wie das Kulturticket und Nextbike würden zwar viel kosten, doch von Studierenden gut angenommen. „Es nutzen mehr Studierende Nextbike als uns gewählt haben“, fügt Ökologie-Referentin Carlotta Behle (GHG) hinzu. Über 4.000 Studierende nehmen das Angebot in Anspruch, je eine Stunde kostenfrei ein Fahrrad leihen zu können – dem gegenüber stehen circa 3.000 Studierende, die das StuPa gewählt haben. Lamprecht sind die vom AStA geschaffenen Angebote wichtig, Nextbike und das Kulturticket seien große Errungenschaften. „Wir werden erhöhen müssen“, so Lamprecht in Bezug auf den Semesterbeitrag. Dagegen wehren sich die Oppositionslisten. Schon im Wahlkampf zu den StuPa-Wahlen Ende vergangenen Jahres betonten RCDS, UD und LHG, dass sich der Beitrag nicht erhöhen dürfe. Um das strukturelle Defizit zu füllen, müsste der Studierendenbeitrag von 13 auf 18 Euro angehoben werden – vorausgesetzt, die Ausgaben des AStA blieben bei den derzeit 1,4 Millionen Euro. [fro]

Summer Schools: Lernen, wenn andere Urlaub machen

Kaum sind die Semesterferien vorbei, werden schon die nächsten geplant? Neben Hausarbeiten, Praktika und Urlaub bietet sich auch die Teilnahme an einer Summer School an – egal ob im In- oder Ausland. Die Suche nach einem interessanten Programm und der Finanzierung gestaltet sich jedoch teilweise etwas schwierig.

Summer Schools bieten Studierenden die Möglichkeit, sich außerhalb ihrer Studienordnung weiterzubilden und im Idealfall zusätzliche Credits zu erwerben. In ein- bis mehrwöchigen Intensivkursen wird Fachwissen vermittelt, internationale Kontakte geknüpft und Strukturen anderer Universitäten kennengelernt. Soziale Aktivitäten und die Erkundung der Umgebung runden häufig das Angebot ab. Und ganz nebenbei gibt es noch ein Fleißsternchen im Lebenslauf.

Je nach Universität können die Teilnahmevoraussetzungen variieren. So werden unter anderem etwa ein aktuelles Transcript of Records, ein Motivations- oder ein Empfehlungsschreiben gefordert. Aus diesen Gründen ist es ratsam, sich frühzeitig auf die Suche nach einem geeigneten Programm zu begeben, damit man trotz Bearbeitungszeit alle nötigen Dokumente rechtzeitig beisammen hat. Viele Anmeldefristen enden bereits Ende März bis Mitte April.

Egal ob Sommer, Frühling, Winter

Unter demselben Konzept gibt es aber auch zu anderen Jahreszeiten entsprechende Angebote. Durch eine Kooperation zwischen den American Studies-Programmen der Universitäten Essen-Duisburg, Radboud (Niederlande) und Wyoming (USA) können Master-Studierende einmal jährlich die RUDESA Spring Academy besuchen, die zur Hälfte in Nijmegen und zur Hälfte in Essen stattfindet. Durch die finanzielle Förderung der drei Universitäten ist das Angebot inklusive der Unterbringung für die Studierenden kostenlos.

In der Regel sind Summer Schools jedoch kostenpflichtig. So lädt die Fachhochschule Aachen vom 13. bis zum 18. August (Bewerbungsschluss: 31. Mai) zur „3D Printing Summer School“ ein und veranschlagt allein für den Unterricht, Getränke und das kulturelle Rahmenprogramm 550 Euro. Kosten für die An- und Abreise, Unterkunft und Verpflegung fallen zusätzlich an. An der SGH Warsaw School of Economics können Studierende vom 2. bis zum 14. September (Bewerbungsschluss: 28. Mai) für 835 Euro zum Thema „Vertraute Fremdheit? Die Beziehungen zwischen Polen und Deutschland in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft“ forschen. Nur das Abendessen wird nicht von dem All-Inclusive-Programm abgedeckt. Zwar gibt es die Möglichkeit, durch eine Summer School auch mal die Räume von Elite-Universitäten zu betreten, bei umgerechnet fast 2.700 Euro etwa für die „International Politics Summer School“ an der Oxford University dürfte für viele Studierende aber der Traum schnell wie-



Schnell sein: Noch könnt ihr euch für Summer Schools in den kommenden Semesterferien bewerben. (Foto: caro)

der vorbei sein.

Doch auch 500 Euro für eine Woche Unterricht können sich viele Studierende nicht leisten und diese werden von solchen Angeboten ausgeschlossen. Gerade für Studierende, die nicht an einem längeren Auslandsaufenthalt teilnehmen können oder möchten, wäre so ein Kurzprogramm ein Kompromiss, der aufgrund der Kosten trotzdem nicht zwangsläufig realisierbar ist.

Ohne Moos nichts los

Finanzielle Unterstützung können Studierende in Form von Stipendien erhalten. Diese werden teilweise von den Universitäten, die die Summer Schools anbieten, selbst ausgeschrieben, können aber nicht allen Teilnehmenden gewährt werden. Je nach Programm gibt es Vergünstigungen für Early-Bird-Bewerbungen oder wenn man einer Partneruniversität angehört. Für das PROMOS-Programm, das die Mobilität von Studierenden steigern soll, können diese sich direkt bei ihrer Hochschule bewerben. Die Bewerbungsfrist an der UDE ist für das Jahr 2018 zwar bereits verstrichen, die Bewerbungsphase für das DUE-mobil-Stipendium beginnt allerdings erst im April. Beide Stipendien fördern dieselben Auslandsaufenthalte, kombinieren kann man sie allerdings nicht. Um alle Chancen auszuschöpfen, lohnt sich auch der zusätzliche Blick in die Datenbank und Fördermöglichkeiten des Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) sowie der Gang zum Akademischen Auslandsamt der Universität.

Um einen Überblick über aktuelle Summer Schools zu erhalten, hat die Universität Duisburg-Essen auf ihrer Homepage verschiedene Anlaufstellen zusammengetragen sowie ausgewählte, jährlich stattfindende Veranstaltungen aufgelistet. Die Internet-Plattform summerschoolsineurope.eu erleichtert zwar die Suche durch Eingabe des Fachbereichs und gewünschten Ziellandes, dennoch ist auch dort das Angebot nicht vollständig. Daher empfiehlt es sich, direkt auf den Homepages der Universitäten zu suchen oder sich bei Dozierenden des Faches zu erkundigen. Wer die oben genannten Kosten nicht aufbringen kann,

aber trotzdem nicht auf zusätzliche Lehrangebote verzichten möchte, für den könnten sogenannte „Massive Open Online Courses“ eine Alternative sein. Der Vorteil: Sie sind kostenlos und man kann sich zudem in fachfremde Disziplinen einschreiben und so das eigene Profil erweitern. Im Zeichen der Digitalisierung können Studierende bequem von Zuhause mittels E-Learning den Vorlesungen von internationalen Universitäten lauschen. Renommierte Professor*innen wie zum Beispiel von der Stanford University in den USA öffnen ihre Vorlesungen und Lehrinhalte auf der Plattform Coursera für alle. Die Harvard University sowie das Massachusetts Institute of Technology gründeten die Online-Plattform edX, das Angebot umfasst jedoch auch Vorlesungen vieler anderer Universitäten.

Zertifikat von der Elite-Uni

Das klingt fast zu schön, um wahr zu sein. Denn auch bei dieser Variante müssen Studierende Abstriche machen. Credit Points können keine erworben werden und eine Bestätigung über die Teilnahme in Form eines Zertifikates gibt es nur für diejenigen, die extra zahlen. Der Kurs „Buddhism through its Scriptures“ ist zum Beispiel Teil der Veranstaltungsreihe „World Religions Through Their Scriptures XSeries Program“ der Harvard University und kann ohne Vorkenntnisse belegt werden. Ein Teilnahmezertifikat kostet jedoch 50 US-Dollar je Kurs. Im Vergleich ist dieses Angebot zwar deutlich günstiger, allerdings werden auch hier Kurse für mehrere hundert Dollar angeboten bis hin zu MicroMaster-Programmen, mit den dort erworbenen Credit Points man versuchen könne, sich bei Universitäten zu bewerben, die diese anerkennen und so den Studierenden ermöglichen, das Masterstudium dort zu verkürzen.

Zum Teil erhält man aber auch erst nach Zahlung einer Kursgebühr Zugang zu allen Lehrmaterialien oder die Möglichkeit einer Benotung der eingereichten Aufgaben. So bleibt bei beiden Varianten der bittere Beigeschmack, dass nur wer zahlt oder Glück hat, Zugang zu allen Bildungsangeboten erhält. [caro]

Ein halbes Jahr Dauerbelastung für Lehramtsstudierende



Der Fokus des Praxissemesters liegt nicht auf dem Unterrichten. Vielmehr sollen angehende Lehrer*innen den Schulalltag theoriegeleitet reflektieren. (Foto: fro)

Ein komplettes Master-Semester verbringen Lehramtsstudierende in der Schule. Im Praxissemester sollen die angehenden Lehrer*innen Berührungspunkte mit dem Schulalltag erhalten und theoretische Konzepte vor Ort reflektieren. Das Praktikum wird von Studierenden insgesamt als sinnvoll betrachtet – doch verlangt es ihnen auch vieles ab.

Seit über einem Monat befinden sich rund 300 Lehramtsstudierende der Universität Duisburg-Essen (UDE) im Praxissemester, dem letzten großen Praktikum vorm Eintritt in den anderthalbjährigen Vorbereitungsdienst. Ein halbes Jahr lang ist nun die Schule hauptsächlicher Lernort. Loraine Schornstein ist eine von ihnen. Sie studiert die Fächer Deutsch und Biologie für Gymnasiallehrer*innen. Im Praxissemester wird sie nicht das erste Mal vor einer Schulklasse stehen. Schon seit über einem Jahr arbeitet sie an einem Gymnasium in Duisburg-Marxloh als Vertretungslehrerin. „Der Job als Vertretungslehrkraft macht Spaß und ermöglicht mir, viel mit den Schülern auszuprobieren. Aber er ist mit dem Praxissemester und den hohen Anforderungen nur schwer vereinbar“, schildert die 22-Jährige.

Im Praxissemester legen die Studierenden einen Spagat in drei Richtungen hin: Präsenz in der Schule, Seminare in der Universität und im Zentrum für schulpraktische Lehrerbildung (ZfsL) erfordern eine gute Organisation. Den Großteil der Praktikumszeit verbringen die Studierenden aber an einer der insgesamt 650 Ausbildungsschulen im Bezirk der UDE. Was Praxiserfahrung und Lehrkompetenz angeht, hat Schornstein gegenüber ihren Kommiliton*innen einen enormen Vorsprung. „In Seminaren bin ich den anderen Studierenden oft um Längen voraus, weil ich schon aus der Erfahrung erzählen kann“, berichtet sie aus ihrem Uni-Alltag.

Sechs Stunden unterrichtet sie wöchentlich Biologie. „Ich habe Zeugniskonferenzen mitgemacht, gebe versetzungswirksame Noten und eigenständigen Unterricht – und gehe jetzt zurück in die Rolle der Beobachtenden“, erzählt Schornstein frustriert. Ihre Tätigkeit als Vertretungslehrerin an das Praxissemester anrechnen lassen kann sie sich jedoch nicht. Auch sie muss die Praxisphase komplett belegen.

Fokus liegt auf forschendem Lernen

Viele Studierende gingen mit der Erwartungshaltung ins Praxissemester, unterrichtliche Praxis hautnah erleben zu können, erklären Matthias Sommer und Benny Grabowski von der Lehramtsvertretung, die sich mit den elf Lehramtsfachschaften vernetzt. Das sei verständlich, denn auf der Zielgeraden des Studiums wollten sich Studierende gerne mehr in dem Tätigkeitsfeld bewegen, in dem sie viele Berufsjahre verbringen werden. Doch der Fokus des Praxissemesters liegt nicht im Unterrichten, sondern im forschenden Lernen. In jedem ihrer bis zu drei Unterrichtsfächer sowie in Bildungswissenschaften müssen Studierende ein Studienprojekt – zum Beispiel über Unterrichtsstörungen oder dem Leseverhalten der Schüler*innen – absolvieren, um den Schulalltag theoriebasiert zu reflektieren.

Arbeitsaufwand und Vorbereitung sind sehr fachabhängig. Während in den Bildungswissenschaften lediglich ein Poster zum eigenen Forschungsprojekt angefertigt werden muss, sollen angehende Sozialwissenschaftler*innen sowohl ein Studien- als auch ein Unterrichtsprojekt durchführen und es in einer 25-seitigen Hausarbeit reflektieren. „Die Ausgestaltung der Vorbereitung und Begleitung des Praxissemesters liegt in der Verantwortung der Fakultäten“, erklärt Frank

Diehr vom Zentrum für Lehrerbildung (ZLB), das für die Organisation des Praxissemesters zuständig ist. Viele Studierende sehen die Studienprojekte als zusätzliche Belastung. Wie eine Studierendenbefragung des Landes Nordrhein-Westfalen ergab, arbeiten die Studierenden für die Projekte deutlich mehr als sie dafür Credit Points erhalten. Schon lange versuchen Studierende und Vertreter*innen, die hohe Belastung ins Bewusstsein der Universität zu rücken. „Diese Studie hat unsere subjektive Wahrnehmung unterfüttert“, sagt Grabowski. In Gesprächen mit Praxissemester-Studierenden wurde sich oft über den zu hohen Arbeitsaufwand beklagt. Die langanhaltende Diskussion zeigt nun Wirkung. „Es wird demnächst reduziert auf zwei Projekte. Dennoch bleibt die Anzahl der dafür zugeschriebenen Leistungspunkte gleich“, führt Diehr fort. Studierende können sich dann aussuchen, in welchem ihrer Fächer sie die Studienprojekte absolvieren.

„Es war sehr wichtig, dass die Schulen und die ZfsLs gesagt haben, dass es mit den Studienprojekten so nicht weitergehen kann“, erzählt Sommer. Denn auch erstere sehen sich mit der großen Anzahl an durchzuführenden Projekten konfrontiert. Bei drei Praktikant*innen werden pro Schulhalbjahr 15 Projekte durchgeführt. Für die Schulen bedeutet das Mehraufwand: Die Projekte werden zum Teil von Lehrkräften begleitet, zudem muss für deren Durchführung Unterrichtszeit geopfert werden.

Dass die Anzahl der Studienprojekte reduziert wird, stoße bei Studierenden auf Erleichterung, so die Lehramtsvertretung. Die Relevanz der Studienprojekte erkennt sie an – schließlich handele es sich auch im Lehramtsstudium um eine akademische Ausbildung. „Wir versuchen aber durchzusetzen, dass die institutionellen Vorgaben leicht handelbar sind, sodass man in das Handlungsfeld Unterrichten überhaupt reinkommt“, sagt Grabowski. Sie hoffen, dass die dadurch gewonnene Entlastung mehr Freiräume für individuelle Entfaltung bedeute.

Auch Schornstein findet es wichtig, dass Studierende im Praxissemester eigene Unterrichtsstunden vorbereiten und mit einer Klasse durchführen können. „Es ist wie in der Fahrschule“, beginnt sie ihren Vergleich. „Durch den Theorieunterricht wusste man ungefähr, welche Knöpfe man drücken muss – aber wenn man nicht gefahren ist, weiß man nicht, ob man das Wissen auch anwenden kann. Und da muss man auch mal gegen eine Wand fahren können.“ Für solche experimentellen Vorhaben biete sich das Praxissemester besonders an. In Absprache mit Fachlehrer*innen können die Studierenden unter Aufsicht eigene Module oder ganze Unterrichtsstunden und -reihen durchführen. Zwar erhalten sie in jedem Fach einen Unter-



Matthias Sommer, Julia Stiels und Benny Grabowski (v. l. n. r.) sitzen in der Lehramtsvertretung und engagieren sich für die Interessen von Lehramtsstudierenden. (Foto: Sylvia Schemmann)

richtsbesuch von ihren Seminarleiter*innen aus dem ZfsL, doch gibt es nur ein unbenehtes Feedback. Dieses Privileg haben sie im Referendariat nicht mehr. Die Bewertungen der Unterrichtsbesuche fließen dann in die Abschlussnote ein.

Niemand will nach Kleve

Doch auch wenn der Fokus nicht auf dem Unterrichten liegt, sind die Studierenden direkt in den Schulalltag eingebunden. „Die entscheidenden Vorteile sehe ich in der größeren Praxisnähe und der wesentlich engeren Kooperation zwischen Universität und Schulpraxis. Es bringt Universität näher an Schule und Schule näher an Universität“, beschreibt Dihr einen wesentlichen Vorzug des Praxissemesters. Er kennt aber ebenfalls die Kehrseite der Medaille: „Das Praxissemester ist auch eine echte Belastung“, fasst er die Eindrücke von Studierenden zusammen. Während diesem halben Jahr seien Studierende weniger flexibel als in anderen Semestern des Studiums, wo man Seminare und Vorlesungen relativ frei belegen kann. Da die Studierenden aber durchschnittlich an vier Tagen in der Schule sind, ist es schwer, nebenbei arbeiten zu gehen. Finanzielle Engpässe seien eine große Sorge von Studierenden während des Praxissemesters, so Dihr.

SchorNSTein hatte Glück: Sie kann auch weiterhin als Vertretungslehrerin arbeiten. Sowohl ihr jetziger Arbeitsplatz als auch die Praktikumschule zeigten sich kooperativ. Glück hatte sie auch bei der Zuteilung der Schule. „Ich bin froh, dass ich meinen Erstwunsch bekommen habe. Die Straßenbahnfahrt dauert zehn Minuten – ich stolpere da quasi hin“, sagt die angehende Gymnasiallehrerin. Für eine ihrer Kommiliton*innen sehe es hingegen weniger praktisch aus. Sie muss nun täglich nach Kleve an der niederländischen Grenze fahren. Ihr Praxissemes-

ter beginnt sie mit Unzufriedenheit. Dass nur wenige Studierende dort ihr Praxissemester absolvieren wollen, überrascht nicht. Von Essen bis in die Kleinstadt Kleve legt man 90 Kilometer zurück, die Verbindung mit den öffentlichen Verkehrsmitteln ist bescheiden – vor allem, wenn sich die Schule nicht einmal in Bahnhofsnähe befindet. Kleve ist zu einem Schreckgespenst unter Lehramtsstudierenden verkommen ist. Es steht sinnbildlich für die Sorge, enorm lange Wege in Kauf nehmen zu müssen.

Am Limit: Kapazitäten des ZfsL

Dabei hatte Schornsteins Freundin auf genau die Tipps gehört, die Dihr und seine Mitarbeiter*innen vom ZfL den Studierenden immer geben. Um die Wahrscheinlichkeit zu mindern, auf übrige Kapazitäten im Ausbildungsbezirk verteilt zu werden, sollten sie sich für fünf Wunschschulen in verschiedenen Städten bewerben. Doch sei auch das kein Garant, um nicht aufs Land zu müssen. Das Verteilergebnis in der Kohorte dieses Semesters sei schlechter als noch vor einigen Jahren, obwohl die Anzahl der Studierenden nahezu unverändert bleibt, führt Dihr aus. Das Problem seien weniger die Schulen, sondern vor allem die Kapazitäten der ZfsL. „Nicht nur Praxissemester-Studierende werden dort betreut, sondern auch Referendare – deren Betreuung bereits einen Großteil der begrenzten Ausbildungskapazitäten an den ZfsL bindet“, erklärt Dihr. Für einige Unterrichtsfächer stünden nur für etwa zehn Prozent der Studierenden Plätze am Essener ZfsL zur Verfügung. „Das heißt automatisch für die übrigen knapp 90 Prozent der Studierenden: Sie können sich Essen wünschen, so oft wie wollen. Es geht gar nicht“, weist Dihr auf die begrenzten Kapazitäten hin. Die Einflussmöglichkeiten der Universität seien gering – zum Leidwesen der Studierenden. [fro]

Bilden!

Feminismus. Jetzt!



Die Autorinnen Margarete Stokowski und Mithu Sanyal sprechen über ihre aktuellen Positionen in der feministischen Debatte. Beide Referentinnen haben bereits thematisch verwandte Bücher verfasst und waren unter anderem bei der taz, dem SPEX und dem Missy Magazine journalistisch tätig.

Mittwoch, 28. März, 20 bis 22 Uhr, Zentralbibliothek Düsseldorf, Lesefenster, Bertha-von-Suttner-Platz 1, Eintritt frei

Besuchen!

Trödelmarkt

Ihr habt alten Kladderadatsch, der in euren Regalen ein klägliches Dasein fristet und von einem neuen Zuhause empfangen werden will oder seid auf der Suche nach allerlei bunten Krimskrams? Bei guter Musik, leckeren Knabbereien und ohne Standgebühren lädt das Djazz Bummelbegeisterte und schnäppchenjagende Osterverweigerer*innen zu einem Flohmarkt in den schönsten Keller der Stadt.

➤ **Montag, 2. April, bis Dienstag, 3. April, 11 bis 1 Uhr, Djazz, Börsenstraße 11, Duisburg, Eintritt frei**

Ballern!

Flabbergasted Festival

Das bunt glitzernde Programm des Flabbergasted Festival verzückt im Druckluft wieder alle Freund*innen der Vielseitigkeit. Neben veganen Essensständen, live Musik, Varietéshows, Installationen und ganzen acht Floors mit Musik aus allen Ecken der Genrevielfalt, gibt es noch allerlei Wunderlichkeiten zu entdecken.

➤ **Samstag, 24. März um 19:00 bis Sonntag, 25. März um 12:00, Druckluft, Am Förderturm 27, 46049 Oberhausen, Eintritt im Vorverkauf 16,75 Euro, Abendkasse 16 Euro**

Künstlerischer Rundgang: alljährlich, abwechslungsreich, absurd

Direkt am S-Bahnhof Essen-Kupferdreh, versteckt in einem kleinen Gewerbegebiet, befinden sich die zusammengehörende Freie Akademie der bildenden Künste Essen (fadbk) und die Hochschule der bildenden Künste Essen (HBK). Am vergangenen Donnerstag, 16. März, wurden die Pforten zum jährlichen Rundgang geöffnet. Studierende und Absolvent*innen zeigen auf dem Gelände bis Mittwoch, 21. März, ihre Arbeiten.

Man wird sofort hineingeworfen ins künstlerische Wasser, Arbeiten warten bereits hinter der Eingangstür und im Flur des Haupthauses auf ihr Publikum. Kaffee und Kuchen an Stehtischen treffen auf Fotografien und Malereien an den Wänden. Gemälde, raumgreifende Installationen, Zeichnungen, Wandtexte, Skulpturen und Objekte. Die Studierenden zeigen ihr Können und die Hochschulen ihre Vielfalt aus den angebotenen Studiengängen Bildhauerei/Plastik, Fotografie/Medien und Malerei/Grafik. Die ausgestellten Arbeiten im Haupthaus, dem ehemaligen Websaal der Weberei Colsmann, profitieren von der lichtdurchfluteten Räumlichkeit mit industrieller Vergangenheit.

In der Nähe der Arbeiten sind Sticker angebracht, auf denen das Logo der Hochschulen zu sehen ist sowie die Namen der Studierenden und die Werksbezeichnung. Erst durch umständliches Suchen im Werkverzeichnis erfahren Interessierte, in welcher Klasse sich die Person befindet, die hier ihre Arbeit zeigt. Neben Titel, Technik, Maßen, Datum und Kontaktinformation ist im Verzeichnis leider kein Platz für weitere inhaltliche Informationen zu den Arbeiten, dafür sind jedoch die jeweilige Preisvorstellungen der Künstler*innen dort aufgelistet.

„Absurditätlich täglich!“

Andrea Herrera hat dieses Semester ihren Abschluss gemacht, hinter ihr in einem Raum auf der zweiten Etage verteilt sind ihre Arbeiten zu sehen. „Ich habe mit dem Wort ‚absurd‘ gear-

beitet. Um genau zu sein: Warum etwas absurd ist und was es bedeutet, absurd zu sein“, erzählt sie. Die Titel muten schon verwirrend an, klären weniger auf als dass sie die Frage nach Sinn und Unsinn befeuern: *1234,a=z, Electric chair, Egg, Hysteria*. Sie wolle mit ihren Werken nicht etwas Sinnloses machen, sondern das Wort „absurd“ definieren.

Herrera deutet auf eine Gerätschaft, bei näherer Betrachtung entpuppt sie sich als kleines Metallgestell in Stuhlform, auf dem eine Stoffbahn mit ausgestanzter Schrift vor- und zurückfährt. Monday, Tuesday, Wednesday, Thursday, Friday, Saturday, Sunday ist dort zu lesen. „Die Arbeit hier heißt *Electric Chair*. Ich habe mich mit der Frage beschäftigt, was Zeit und Raum ist“, erläutert die Absolventin. Herrera hat sieben Semester an der fadbk in Essen studiert: „Ich fand es sehr cool, ich habe mich hier sehr viel entwickelt. Ich habe mit Malerei angefangen und herausgefunden, dass das nichts für mich war. Dann habe ich mit Bildhauerei angefangen.“

Zwei mürrische Gesichter schweben auf weißem Papier, sind aufgespannt mit Wäscheklammern auf eine Schnur. Davor befinden sich auf zwei Sockeln jeweils eine kleine Schachtel aus Holz, beide sind verschlossen. Die Arbeit *ich, du, er, sie, es, wir, ihr, Sie* von Kara Stephan ist ebenfalls geheimnisvoll, regt zum Nachdenken an und scheint darauf zu warten, von den Ausstellungsbesucher*innen dekodiert zu werden.

Meike Poeses fotografische Arbeit *Die Ecke* wirft auch viele Fragen auf: Auf zwei Schwarzweißfotografien ist die Rückseite eines Menschen zu sehen, einmal nackt und einmal in schwarze Folie gewickelt. Die Aufnahmen zeigen den Körper frontal und mit starkem Kontrast. Die Arbeit wirkt düster und bedrückend, auch weil sie ihrem Titel entsprechend allein in einer Ecke ausgestellt ist. Aufgrund des Körpergewichts der Person und ihrer Tätowierungen, die dem für Frauenkörper angelegten westlichen Schönheitsstandard nicht entsprechen, kann die

Arbeit als eine visuelle Umsetzung des Body-beziehungsweise Fat Shamings gedeutet werden.

Erst zahlen, dann studieren

Im Gegensatz zu anderen Kunstakademien und Kunstuniversitäten ist das Studium an der staatlich anerkannten privaten Kunsthochschule nicht kostenlos. Monatlich 25 Euro Grundgebühr müssen Studierende zahlen, für den Unterricht in einer Künstlerklasse noch einmal 140 Euro und für jede weitere 100 Euro. Zwischenprüfungen lässt sich die Akademie mit 200 Euro vergüten, die Abschlussprüfung mit 300 Euro. „Es ist teuer, aber für mich ist es okay“, so Herrera. Für sie hat bei ihrer Wahl einer Universität vor allem der Betreuungsschlüssel eine Rolle gespielt: „Für mich ist es wichtig, dass die Uni nicht zu groß ist. Hier ist es alles persönlicher, man kann viele Fragen stellen und Angebote sofort bekommen. Das finde ich wichtig und deswegen gefällt es mir so gut. Und ich weiß, dass es sein kann, dass man Angebote nicht sofort hat, wenn man nicht dafür bezahlt.“

Wie an allen Hochschulen seit der Bologna-Reform sammeln auch die Studierenden an der HBK fleißig Credit Points, um am Ende ihres Studiums einen Abschluss zu erhalten. Das Studium ist nach Jahrgängen organisiert, wie etwa auch an der Folkwang Universität der Künste. An anderen Akademien ist es üblich, dass Studierende in verschiedenen Klassen eingeteilt sind und jahrgangsübergreifend bei einer Lehrkraft unterrichtet werden.

Wer Ausstellungen gewohnt ist, die einen durch Informationstafeln an den Wänden, einer einleuchtenden Kuratation oder einer ausführlichen Broschüre an die Hand nehmen, wird sich wundern. Da bei Rundgängen oft auch Zwischenstände der jeweiligen Ausstellenden gezeigt werden, sind sie selten so konzipiert wie herkömmliche Ausstellungen. Mehr Informationen, als die fadbk und HBK liefern, wären jedoch wünschenswert. [lenz]



Es gab viel zu sehen beim diesjährigen Rundgang der fadbk und HBK Essen. (links: *ich, du, er, sie, es, wir, ihr, Sie* von Kara Stephan, rechts: Die Künstlerin Andrea Herrera (Fotos: lenz))

"Wir brauchen Armutsbekämpfung, keine Armutslinderung"

Fabian Kessl ist Professor für Theorie und Methoden der Sozialen Arbeit an der Universität Duisburg-Essen. In 45 Kommunen der Bundesrepublik forschte sein Team zu existenzsichernden Angeboten. Nachdem die Essener Tafel vorübergehend keine Bedürftigen ohne deutschen Pass mehr aufnahm, schlug er eine dreiwöchige Schließung der Tafeln vor. aktuell-Redakteur Dennis Pesch traf Kessl zum Interview.

ak[du]ell: Sie haben der Essener Tafel Ende Februar einen offenen Brief geschrieben. Warum?

Fabian Kessl: Zum einen haben wir uns mit dem Phänomen der Tafel und anderer existenzsichernder Angebote wissenschaftlich beschäftigt und hatten den Eindruck, dass die Entscheidung der Essener Tafel auf ein grundlegendes Problem verweist. Das zweite ist aber schon auch, dass die Entscheidung selbst problematisch ist und wir vor dem Hintergrund unserer Forschung auch eine gesellschaftliche Verantwortung sehen, als Wissenschaftler eine Position einzunehmen.

ak[du]ell: Der Eindruck verfestigt sich, dass es um soziale Verwerfungen geht.

Kessl: Man muss zwei Dinge unterscheiden: Das Problem, auf das die Essener Tafel reagiert, und die Art und Weise, wie sie reagiert. Das Problem, auf das sie reagiert, ist ein soziales. Das wundert uns in Essen nicht. Es ist die sozial meist gesplante Stadt, die wir im Ruhrgebiet haben, symbolisiert in der Trennung von Nord und Süd. Die Entscheidung selbst ist aber auch skandalös, denn sie ist diskriminierend. Wenn ich aus ethnischen Gründen eine Gruppe ausgrenze, dann agiere ich rassistisch. Das heißt nicht, dass Herr Sartor (Enm. d. Red.: Der Essener Tafel-Chef) oder jemand anderes ein Rassist ist, sondern dass der Moment, der da entschieden worden ist, strukturell rassistisch ist.

ak[du]ell: Sie forschen zu Angeboten für Bedürftige, die nicht vom Staat sind. Was haben Sie herausgefunden?

Kessl: Wir haben existenzsichernde Angebote untersucht, die spendenbasiert sind, zumeist ehrenamtlich organisiert und Bedürftigkeit voraussetzen, also Tafeln, Suppenküchen, Kleiderkammern oder Sozialkaufhäuser. In 45 Kommunen von fünf Bundesländern haben wir recherchiert und dabei herausgefunden, dass es dort bereits etwa 847 Angebote gibt. Rechnen wir das hoch, landet man bei fast 6.000 Angeboten alleine in diesen Bundesländern. Was damit klar wird: Wir haben es mit deutlich mehr solcher Angebote zu tun und damit auch mit viel mehr Nutzern, als es die 1,5 Millionen der Tafeln suggerieren, die zumeist genannt werden. Dazu kommt, dass

über 90 Prozent der Angebote, die wir befragt haben, mit sozialstaatlichen Leistungsangeboten verkoppelt sind. Die Vorstellung also, dass dieser Bereich – den wir „Mitleidsökonomie“ nennen – ein nur zivilgesellschaftlicher Bereich sei, fernab des Sozialstaates, ist so nicht richtig. Wir sprechen deshalb auch vom „Schatten des Sozialstaats“, um deutlich zu machen, dass es einen Bereich gibt, der



Fabian Kessl (Foto: UDE)

zwar nicht zum eigentlichen sozialstaatlichen Leistungsbereich gehört, aber auch nicht etwas völlig Anderes darstellt. Sozialstaatliche Leistungen sind sozialrechtlich grundiert; die Leistungen der Mitleidsökonomie basieren nur auf der Loyalität der Helfer und Spender. Das drückt sich auch im Alltag aus, wenn der Jobcenter-Mitarbeiter zum Klienten sagt: „Wenn Ihnen ihr Haushaltseinkommen nicht reicht, gehen Sie doch mal zur Tafel.“ Hier wird so getan, als ob die Tafel ein offizielles Hilfsangebot wäre. Und nicht nur das: Auch die Angebote suggerieren das, weil sie häufig die Bedürftigkeit der Leute überprüfen, vor allem im Bereich der Lebensmittelausgaben.

ak[du]ell: Was verstehen Sie unter Mitleidsökonomie?

Kessl: Der Begriff soll mit den beiden Aspekten „Mitleid“ und „Ökonomie“ auf etwas hinweisen. Fangen wir hinten an: Vom primären Warenkreislauf in unserer kapitalistischen Ökonomie sind bestimmte Menschen ausgeschlossen, weil sie nicht genügend Kohle in der Tasche haben, um am Ende des Monats ausreichend einkaufen gehen zu können. Genau hier setzt nun die Mitleidsökonomie als sekundärer Warenkreislauf an: Dinge, die aus dem primären Warenkreislauf rausfallen – also Waren, die abgelaufen sind oder als Konsum-

güter nicht mehr benötigt werden – werden in den sekundären Kreislauf eingespeist. Und die Motivation der Spender ist Mitgefühl mit bedürftigen Menschen. Wenn ich vor Weihnachten zu einer Supermarktkette gehe und mich Plakate ansprechen, die sagen, ich könne doch alles ein zweites Mal kaufen und in die Kiste für die lokale Tafel legen, dann zielt diese Aussage auf mein Mitleid. Es steckt aber noch ein dritter Aspekt darin, denn mit der Mitleidsökonomie wird auch Profit gemacht.

ak[du]ell: Also machen Unternehmen Gewinn mit der Armut anderer Menschen?

Kessl: Genau. Es wäre aber vorschnell zu denken, dass da ein berechnender Manager sitzt und überlegt: „Wie erreichen wir die Bereiche, die bisher noch nicht kapitalisiert sind?“ Die Filialleiterin der Supermarktkette mag durchaus menschenfreundlich eingestellt sein. Aber dennoch macht sie mit ihrer Spende abgelaufener Waren bei der lokalen Tafel durchaus Profit. Erstens dadurch, dass im Lebensmittelbereich Abfallgebühren zu sparen sind, zweitens gibt es zum Teil Steuererleichterungen für soziales Engagement und drittens gibt es nichts, was im Marketing mehr Erfolg verspricht, als ein positives Image – und was ist positiver als soziales Engagement?

ak[du]ell: In Ihrem Brief haben Sie vorgeschlagen, die Angebote mal drei Wochen dicht zu machen. Warum?

Kessl: Das hat mir durchaus Widerspruch eingebracht und ich glaube auch nicht, dass das realistisch ist. Worum es mir geht ist: Armut ist mit den mitleidsökonomischen Angeboten in unseren Städten wieder sichtbar, ja selbstverständlicher geworden. Doch was nicht sichtbar geworden ist, ist die dahinter liegende massive soziale Spaltung. Wir haben viele Menschen, die in ihrem Alltag keine Chance mehr haben, sich eine Existenz aufzubauen, die ihnen durch Lohnarbeit eine Teilhabe an der Gesellschaft in einem angemessenen Sinne ermöglicht. Das sollte mit dem Vorschlag sichtbar gemacht werden.

ak[du]ell: Was muss denn Ihrer Ansicht nach getan werden, um die soziale Spaltung zu bekämpfen?

Kessl: Wir brauchen Armutsbekämpfung, keine Armutslinderung – nur letzteres kann die Mitleidsökonomie. Wenn Leute Nothilfe in Anspruch nehmen, ist das im Moment hilfreich, aber damit wird ihre Alltagsbewältigung nicht dauerhaft gesichert. In einer Gesellschaft, die sozial so stark gespalten ist, müssen wir umverteilen. Wir müssen darüber reden, wer welches Vermögen hat, wer welche Steuern zahlt, wer welche Zugänge zum Bildungs- und Wohnungssystem hat. Solange wir das nicht tun, wird es die Mitleidsökonomie geben.

Mein Körper ist mein Feind

Da ist diese Postkarte in meiner Hand. Es ist eine Grußkarte aus dem Urlaub von einem Mädchen an ihre Schulfreundin. Neben der Briefmarke klebt ein Sticker von einer Comic-Figur, einer korpulenten jungen Frau. Sie hat schwarze Haare, die jedoch mit einem gelb-goldenen Stift übermalt worden sind. Ich schaue auf die Zeilen daneben: „Das ist Mel, hihi“, steht da in silberner Schrift, ein Grinse-Smiley inklusive. Mel, Melanie*, das bin ich, zehn Jahre alt. Auch 15 Jahre später ist dieses Bild bei mir noch fest im Kopf verankert. Trotz des kindlichen Leichtsinns, mit dem diese Botschaft geäußert wurde – spätestens seit diesem Tag habe ich ein gestörtes Verhältnis zu meinem Körper. Jedes Mal, wenn ich Schokolade oder ein Stück Kuchen esse, habe ich ein schlechtes Gewissen. Jedes Mal, wenn ich in einen Ganzkörperspiegel schaue oder im Sommer am Strand andere Frauen in Bikinis sehe, denke ich: „Du solltest abnehmen!“ Dieser Sticker von der Postkarte hat sich wie mit einer Stecknadel in mein Gehirn gepinnt.

Auch zu Hause werde ich stetig mit meinem Äußeren konfrontiert. „Das sieht unvorteilhaft aus“, „Iss mal nicht so viel Süßes“, „Du musst mehr auf deine Linie achten“ sind Sätze, die ich regelmäßig zu hören bekomme. Ich bin zwölf Jahre alt. Mein Bruder hingegen kann essen was er will und wie viel er will, „bei ihm setzt sich das auch nicht so schnell an wie bei dir“, so der Kommentar meiner Mutter. In der Schule sind viele Mädchen schlanker als ich. Für einige Jungs ist das ein Grund mich zu schikanieren. Aber es bleibt nicht dabei: Auch meine Auswahl an Klamotten und Accessoires wird stetig kommentiert. Später werde ich im Abi-Jahrbuch zu „Worst dressed“ des Jahrgangs gewählt, auch Freundinnen stimmen für mich. Mein Äußeres bestimmt meine Identität; mein Körper, meine Klamotten, mein Stil spricht, nicht das Mädchen dahinter. Und das prägt wiederum mein Selbstwertgefühl. Ich möchte anderen gefallen, ich will, dass mich andere schön finden. Ich beginne mein Äußeres, meinen Körper zu hasen. Ich ändere meinen Klamottenstil, ich versuche abzunehmen.

Nach dem Abitur wendet sich das Blatt. Auf einmal sind „Rundungen“ hip und trendy. Was sind nicht ändert: Männer bewerten meinen

Körper. Lange blonde Haare, Kurven und große Brüste: „Na komm, da kann man ja nicht anders“, kommentiert ein Mann, mit dem ich während des Studiums in einem Club im alkoholisierten Zustand tanze. Was hinter dem Äußeren steckt interessiert ihn nicht. Noch heute merkt auch meine Mutter an, wenn ich einen kurzen Rock anziehe oder ein Oberteil mit Ausschnitt, ich solle das doch mal runterziehen und das doch mal hoch. So könne ich ja nicht rausgehen. Freund*innen und Familie gratulieren mir dazu, wenn ich abnehme, als hätte ich Geburtstag. Und ich bin selbst stolz. Stolz darauf, wenn ich wochenlang zwar nicht hungere, aber mich diszipliniert dazu zwingen, bestimmte Dinge nicht zu essen, längere Zeit Hunger zu haben, um eine Mahlzeit auszulassen oder mit knurrendem Magen einschlafen kann. Einen Ganzkörperspiegel habe ich immer noch nicht, ich habe Angst vor dem, was ich sehen würde. Beim Duschen schaue



Das Körpergefühl ist abhanden gekommen – oftmals ein Ergebnis von Body-Shaming (Foto: Pexels, Kat Smith, CCo).

ich regelmäßig an mir herunter und empfinde Abscheu über das, was ich sehe. Meine Brüste, mein Bauch, meine Oberschenkel: alles fühlt sich fremd an. Als wäre es nicht Teil von mir, sondern bloß eine Hülle, die ich aber nicht abwerfen kann.

Ich werde auf das reduziert, was man sieht: klein, feine Gesichtszüge, blond, Kurven. Sexualisierte Kommentare oder Männer, die mich von oben bis unten mustern, sind ebenso Alltag wie das ständige Baucheinziehen und der Gedanke daran, wie viel Kalorien, Zucker und Fett ich heute wohl wieder zu mir genommen habe, immer in der Hoffnung „dass das nicht ansetzt“. Wohin ich auch gehe: Mein Äußeres bestimmt meine Identität. Mein Körper ist mein Feind.

*Pseudonym. Die Autorin möchte anonym bleiben.

HIRNAKROBATIK

	8			2	6
7		4	9		1
	3	8		4	7
9		5			
	5	9	4	1	
			6		8
	5	7		1	9
3		2	5		1
6	1			7	

WOHNHEIMGESCHICHTEN



Impressum

Studentische Zeitung für Duisburg, Essen und das Ruhrgebiet

Herausgeber: AStA der Uni Duisburg-Essen, der Vorstand: Carlotta Kühnemann

Projektkoordination: Nils Kriegeskorte

Anschrift: aktuell, c/o AStA der Uni Duisburg-Essen, Universitätsstraße 2, 45141 Essen

Comic: Jennifer van de Sandt

Gestaltung: Alexander Bönninger

Redaktion dieser Ausgabe: Philipp Frohn (fro), Sarah Dannehl (caro), Lea Sleiman (lys), Dennis Pesch (dpe), Lorenza Kaib (lenz), Mirjam Ratmann (rat), Julia Segantini (seg), Britta Rybicki (BRIT)

V.i.S.d.P.: Mirjam Ratmann (rat)

Auflage/Druck: 3.000 / Megadruck, Westerstede

E-Mail: redaktion@akduell.de

Web: www.akduell.de